

*Leseprobe*



Diese Leseprobe ist urheberrechtsgeschützt. Weitergabe, Verbreitung oder Vervielfältigung  
(auch teilweise) sind nicht gestattet.

Klappentext

**„Ihr menschliches Leben ist vorbei. Sie sind jetzt eine Bo'othi.“**

Ohne Erinnerung an die vergangenen zwölf Tage erwacht Kellnerin Charlie Palmer allein und verwirrt im Wald. Unverletzt, mit veränderter Augenfarbe und fast 600 Meilen von ihrer Heimatstadt Chicago entfernt.

Dieser seltsame Vorfall bleibt nicht der einzige. Das Licht vom Himmel regnender Sterne elektrisiert sie und besonders in Gegenwart ihres Verlobten Scott machen ihr Übelkeitsattacken zu schaffen. Ihre Zukunftspläne in Frage stellend, landet Charlie schließlich bei mysteriösen Fremden in Montana, die sie als eine der ihren bei sich aufnehmen.

Was sie dort über sich erfährt, beendet ihr altes Leben. Doch Scott gibt nicht auf und beginnt nach ihr zu suchen. Und auch Charlie ist sich nicht sicher, ob sie bereit ist, ihn loszulassen.

Was macht uns aus? Was verbindet uns? Was besteht länger als ein Leben?

Berührend und spannend erkundet der zweite Band der Fantasy-Reihe um das magische Seelenvolk der Bo'othi die Grenzen von Identität und Liebe.

Taschenbuch überall im Handel erhältlich für 14,90 €

Seitenzahl: 452 Seiten

ISBN Taschenbuch: 9783743143708

Dieses Buch ist auch als Kindle-E-Book zum Preis von 3,99 € erschienen.

ASIN: B01N6DXJ5T

***Leserstimmen:***

„Mona Silver hat mit ihrer Geschichte eine Idee entwickelt, die mich sofort begeistert und fasziniert hat, weil sie völlig neuartig ist. Der Einstieg ist düster, mysteriös und wirft viele Fragen auf. ... Die fantastischen Elemente, die in unsere reale Welt eingebettet sind, entfalten sich stückweise beim Lesen. Sie wahren lange ihre Geheimnisse und offenbaren ihre Hintergründe erst mit dem Erleben von Charlie gleich einem Puzzle, das sich mit jedem neuen Teil zusammensetzt und eine Wahrheit offenlegt, die zunächst erst einmal unglaublich und verwirrend klingt und doch zu einem wunderbar stimmigen Ganzen gefügt wird.“ Anja. N.

„Keine Längen, Handlung und Sprache fließen und stets wird das richtige Maß getroffen. Romantik, aber kein Kitsch, Spannung, aber der Leser wird nicht nervig lange auf die Folter gespannt, Tiefgang, aber kein erhobener Zeigefinger.“ M. Schmidt

„Wer Abwechslung in der Fantasy-Buchwelt sucht, auf interessante Charaktere und Romantik mit einem Hauch Erotik steht, für den ist dieser Roman ein absolutes Muss.“ Charlottchen

## Kapitel 1

„Zahlen an der Kasse.“ Die Kellnerin knallte die Rechnung auf den Tisch, deutete mit dem Kinn in Richtung Tür und verschwand.

„Unfreundliches Biest“, murmelte Francis, schob sich das letzte Stück Kartoffel in den Mund und griff nach ihren Sachen. Ehe sie zur Kasse ging, streifte sie ihren Mantel über, setzte die Sonnenbrille auf und zog ihren breitrempigen Strohhut tief ins Gesicht. Sie wusste, sie sah aus wie eine Vogelscheuche. Dieser dunkle Schuppen hier verlangte höchstens aus dem Grund, den Schmutz in den Ecken nicht sehen zu wollen, nach einer Sonnenbrille. Doch sie musste vorsichtig sein. Auf keinen Fall durfte sie erkannt werden, was immer schwieriger wurde. Seit das verdammte Fürstenpaar die Regentschaft übernommen hatte, hatte man die Palathi auf sie angesetzt und es wurden immer mehr. Sie suchten nicht mehr nur nach ihrer Alten Seele Ma'aghor, sondern auch nach dem Gesicht ihrer Trägerin, ihrem Gesicht.

An der Kasse reihte sie sich in die Schlange ein und wartete, die Hände tief in ihren Manteltaschen vergraben. Mit der Linken tastete sie nach dem Zwanziger, der für dieses miese Essen eigentlich viel zu viel war, doch sich mit Kleingeld herumzuschlagen, würde zu lange dauern. Ihr Bauch sagte ihr, es wurde Zeit hier wegzukommen. Und ihr Bauch hatte wie üblich recht.

Die Tür zum Restaurant wurde geöffnet und ein Schwung neuer Gäste trat ein. Vergeblich verkroch sich Francis tiefer in den Kragen ihres Mantels. Als ihre Augen sich trafen, war klar, er war Palathi und hatte sie bereits entdeckt. Ihr Magen revoltierte, ihr wurde schlagartig speiübel und verzweifelt sah sie sich nach einer Fluchtmöglichkeit um. Doch sie erkannte, es war zu spät. Er hatte sie gesehen und ihr blieben höchstens Sekunden. Der große, bärtige Mann mit braunem Haar und rotem Holzfällerhemd ließ sich nichts anmerken. Warum auch? Er ahnte ja nicht, was er gerade beobachtet hatte und was dies auslösen würde. Er arbeitete für das Fürstenpaar der Bo'othi, ohne es zu wissen. Er wusste nicht einmal, was ein Bo'othi war. Und doch blieb sein Blick eine Sekunde länger als nötig an ihr hängen. Es gab nur einen Ausweg. Sie krampfte die Finger der rechten Hand um den Pistolengriff in ihrer Tasche, riss die Waffe hoch und feuerte durch den Stoff ihres Mantels drei Schüsse ab. Die Menschen im Raum brachten sich erschrocken in alle Richtungen in Sicherheit, Geschrei und Tumult breiteten sich aus. Der Bärtige fiel wie ein gefällter Baum, riss im Fallen einen Zweiertisch mit,

an dem zwei ältere Damen beim Kaffee gesessen hatten und nun wie erstarrt auf den Mann blickten, der zu ihren Füßen lag. Francis drehte sich mit aufblitzenden Augen zur Kassiererin um und erschuf in deren Kopf die Illusion einer Kundin, die nie hier gewesen war. Die Frau würde später der Polizei eine Beschreibung der Täterin geben, die von der Realität so weit wie nur möglich abwich. Statt der rötlich-braunen, langen Haare, die Francis glatt trug, würde sie blonde Locken beschreiben, statt eines Mantels sähe sie in ihrer Erinnerung eine hellblaue Strickjacke, Sonnenbrille und Hut wären gänzlich verschwunden. Die Polizei würde bei der Zeugenbefragung die Beschreibung eines TV-Sternchens aufnehmen, dessen Foto Francis kurz zuvor in einer der Zeitschriften hier im Diner gesehen hatte. Sie konnte nicht alle Anwesenden manipulieren, aber sie konnte Verwirrung stiften, indem sich die Aussagen so weit voneinander unterschieden, dass keine klare Beschreibung der Täterin gemacht werden konnte. Zügig verließ sie den Raum, schob sich an der Leiche des Palathi vorbei, stieß die Tür auf und verschwand über den Parkplatz um die nächste Ecke. Erst hier wagte sie, sich aus der Gefahrenzone weg zu teleportieren, unbeobachtet von den Menschen, die sich nur sehr langsam aus der Schockstarre befreiten.

Francis holte ihr Handy heraus und tippte mit fahrigem Fingern eine Nachricht. »Musste in Bangor einen Palathi erschießen. Es wird immer schwieriger.« Wenige Minuten später klingelte es und ihr langjähriger Vertrauter John Lewis war am anderen Ende der Leitung.

„Konntest du ihn rechtzeitig ausschalten?“

„Ja, ich denke schon. Zwischen meinem Anblick und seinem Tod lagen höchstens zwei Sekunden.“

„Gut. Wo bist du jetzt?“

„In Chicago.“ Ihre Alte Seele hatte sich erst vor kurzem auf ein Sternkind geprägt und ihre Flucht hatte sie wie automatisch hierher in dessen Heimatstadt geführt.

„Die Ostküste solltest du vorerst meiden. Jetzt sind nicht nur die Bo'othi hinter dir her, sondern auch die Cops.“

Sie schnaubte. „Ist das nicht lachhaft? Was ist aus meiner glänzenden Karriere als Vorsitzende des Ältestenrats geworden? Statt Gesetze zu überwachen, bin ich gezwungen, sie zu brechen. Ich bin innerhalb von zwei Jahren zur meistgesuchten Person auf diesem verdammten Planeten mutiert.“

"Wir kannten das Risiko, als wir Sa'alagh in die Ga'anoth Kammern warfen. Aber diese Alte Seele an einen unserer ausgewählt kleinkriminellen Träger zu geben, um sie zu beherrschen, wäre zum Scheitern verurteilt gewesen. Sa'alagh war einfach zu stark, trotz des Vergessens. Das ist nicht mehr zu ändern."

„Wohl nicht.“ Francis seufzte und setzte sich auf eine der Feuertreppen in der Gasse, die ihr als Versteck diente. "Aber das ist Geschichte. Ich muss mir langsam Gedanken darüber machen, wie ich aus der Sache hier rauskomme. Das verdammte Fürstenpaar zieht die Schlinge um meinen Hals immer enger, nicht mehr lange, bis sie mich zu fassen kriegen.“

„Hast du mal drüber nachgedacht, einen adulten Seelenwandel zu machen? Ein neues Gesicht könnte helfen, unerkannt zu bleiben. Eine Weile unsichtbar bleiben, Gras über die Sache wachsen lassen ...“

Francis legte den Kopf gegen die Hauswand, vor der sie saß und seufzte. „Ich denke pausenlos drüber nach. Aber Ma'aghor hat sich geprägt, sie hat sich ihren neuen Träger schon ausgesucht. Es ist schwer, gegen die Entscheidung meiner Alten Seele zu handeln.“

Sie spürte Johns Ablehnung, seine fast körperliche Abwehrreaktion auf ihre Worte. „Du solltest es sein, die das entscheidet. Nicht Ma'aghor. Wir müssen tun, was für unsere Alten Seelen das Beste ist, auch wenn sie selbst sich sträuben. Dieses Kind braucht noch Jahre, ehe es Ma'aghors Träger sein kann. Jahre, die du nicht hast!“

„Aber durch den Jungen könnte ich zumindest meine Überzeugung, meine Lebensweise erhalten, ich kann ihn erziehen, wie ich es für richtig halte. Bei einem adulten Seelenwandel weiß ich nicht, wer am Ende meine Alte Seele trägt und wie er sich entwickelt, was er daraus macht.“

„Dann schick ihn nach dem Seelenwandel zu mir. Ich norde ihn schon ein. Hör zu, Francis, ich muss Schluss machen. Ich hab zu tun. Du weißt, du kannst auf mich zählen, wenn es hart auf hart kommt. Pass auf dich auf.“ Er legte auf.

Francis seufzte. Etwas hatte sie John gegenüber nicht zugeben wollen. Es fiel ihr schwer, das eigene Leben zu beenden, um ihre Alte Seele Ma'aghor einem neuen Träger zu überlassen. Sie hing an diesem Leben. In einem halben Jahr würde sie aus dem Sternkind Emilio Rosa ihr Na'ifh machen. Nach seinem Erwachen dauerte es noch einmal dreißig Jahre, ehe er Träger ihrer Alten Seele Ma'aghor werden würde. Das war ein langer Zeitraum, in dem man sich an

den Gedanken gewöhnen konnte, Vorbereitungen treffen konnte. Doch so viel Zeit hatte sie vermutlich nicht, das Fürstenpaar war ihr gefährlich dicht auf den Fersen. Nur unwillig musste sie sich eingestehen, dass ihr nicht viel anderes übrigblieb, als vor Ablauf der dreißig Jahre einen Seelenwandel durchzuführen. Zeit, die ein Na'ifh dazu nutzen sollte zu lernen, was es hieß, ein Bo'othi zu sein. Aber war sie wirklich schon bereit zu gehen? Mit ihrem Leben abzuschließen und zu hoffen, der neue Träger Ma'aghors werde sich würdig erweisen? Was, wenn Ma'aghor am Ende zu einem dieser fürstentreuen Idioten wurde? Ziellos lief sie durch die Straßen Chicagos und hing ihren Gedanken nach. Niemand beachtete sie, doch wie lange würde ihr das noch gegönnt sein?

Francis sah auf die Uhr. Es war kurz nach drei Uhr nachmittags. Emilio würde bald aus der Schule kommen und in dem kleinen Diner in der Nähe der winzigen Zweizimmerwohnung essen gehen, in der er mit seiner Mutter zusammen wohnte. Die Alleinerziehende arbeitete in einer Wäscherei, um sich und ihren Sohn durchzubringen. Francis hatte die Vermutung, dass sie sich illegal im Land aufhielt, doch das spielte für ihre eigenen Pläne mit Emilio keine Rolle. Wie alle Alten Seelen, die sich geprägt hatten, zerrte die Sehnsucht, ihn zu sehen, an Ma'aghor und somit auch an Francis. Kurzentschlossen teleportierte sie sich in die Nähe des Restaurants mit der schrillen Leuchtreklame, in dem Emilio so viel Zeit verbrachte. Sie trat ein, setzte sich in eine der Sitzecken vor dem Fenster und bestellte Blaubeerkuchen und Kaffee.

\*\*\*

„Hey, Em! Wie geht's?“ Charlie Palmer begrüßte den Elfjährigen und stellte ihm seine Lieblingspeise Bratkartoffeln mit Ketchup und eine große, hausgemachte Limonade hin.

„Wie immer, danke Charlie.“ Emilio kletterte auf den Barhocker vor dem Tresen und griff nach einer Gabel.

„Wie war die Schule?“

„Hm.“ Der Junge war nicht besonders gesprächig, wenn es um seinen Schulalltag ging, doch Charlie gab nicht auf.

„Habt ihr nicht bald Sommerferien?“

„Ne, erst in ein paar Wochen.“

„Miss?“ Charlie sah hoch. Die Kundin an Tisch drei, direkt am Fenster, hob ihre Tasse zum Zeichen, dass sie noch mehr Kaffee wollte. Sie hatte trotz der bereits sommerlichen Temperaturen einen Trenchcoat an, der schon bessere Tage gesehen hatte, Strohhut und Sonnenbrille lagen neben ihr auf dem Tisch.

„Bin gleich wieder da“, flüsterte sie Emilio zu, der schweigend seine Kartoffeln aß.

„Bitte sehr“, sagte Charlie und sah die Frau lächelnd an. Deren Gesichtsausdruck blieb ungerührt, nicht einmal ein Danke kam über ihre Lippen. Charlie zuckte die Schultern und kehrte zurück hinter den Tresen. Musst ja nicht mit mir reden, murmelte sie und stellte die Kanne auf die Warmhalteplatte. Hinter ihr kündigte das Windspiel an der Tür neue Gäste an. Sie drehte sich um und beobachtete drei Jungs in Emilios Alter, die den Diner betraten und tuschelnd belustigte Blicke austauschten. Sie steuerten auf eine der Sitzgruppen zu. „Diese Bullies“, seufzte Charlie und griff nach den Speisekarten, um ihnen an den Tisch zu folgen. Die drei waren in der Nachbarschaft dafür bekannt, sich regelmäßig in Schwierigkeiten zu bringen. Auf Emilios Höhe machte das Grüppchen Halt und scharte sich um ihn.

„Na, Schlüsselkind“, feixte der erste und schubste Emilio gegen die Schulter.

„Schlüsselkind, Schlüsselkind“, echoten seine beiden Freunde und lachten über das Wort, als hätten sie den Comedypreis des Jahres gewonnen.

Der erste Junge griff nach Emilios Kragen und zerrte eine Kordel unter seinem Hemd hervor, an dem sein Haustürschlüssel hing. „Traust du dich allein nicht nach Hause, du armes kleines Würstchen?“

Emilio griff nach der Kordel und wollte sie wieder unter sein Hemd stecken, doch der andere hielt sie fest, bis sie zerriss. Der Schlüssel fiel auf den Boden und rutschte am Tresen entlang.

„Lass mich los, Rick“, murmelte Emilio, sprang von seinem Barhocker und wollte sich bücken, als dieser ihn erneut schubste, sodass er gegen den Tresen schlug und das Geschirr darauf zum Klirren brachte. Emilio sagte kein Wort, hielt sich aber die Schulter und rieb sie, um den Schmerz zu vertreiben.

Die beiden anderen Jungs äfften ihn nach und riefen mit verstellter Stimme „Lass mich los, Rick! Lass mich los!“, um kurz darauf in hysterisches Lachen auszubrechen.



Angestachelt vom Gelächter seiner Freunde, baute sich Rick vor Emilio auf und stellte demonstrativ einen Fuß auf den Schlüssel. „Willst du mir etwa verbieten, dich anzupacken?“, fragte er und stieß seinen Finger in Emilios Brust, der die Arme vor seinem Körper verschränkte und den Kopf zur Seite drehte.

Charlie hatte zwischenzeitlich die Speisekarten wieder zurückgelegt und war von hinten an die Quälgeister herangetreten. Sie packte den Jungen, den Emilio Rick genannte hatte, am Kragen und zog ihn zurück. „Es reicht langsam“, sagte sie und warf den beiden anderen einen warnenden Blick zu. „Du hebst jetzt sofort diesen Schlüssel auf!“ Sie deutete auf den Schlüssel und stieß Rick in diese Richtung, ohne ihn loszulassen.

„Soll er ihn doch selbst aufheben“, zeterte der.

„Also gut“, sagte sie ruhig und führte ihn am Schlafittchen zu einer der Bänke am Fenster, auf die sie ihn drückte. „Setz dich.“ Seine Freunde protestierten aus sicherer Entfernung.

Da Rick aus Prinzip nicht tun wollte, was sie ihm sagte, versuchte er wieder aufzustehen, doch sie drückte ihn zurück in den Sitz. „Und jetzt pass mal gut auf. Ich weiß, wo du wohnst.“ Ihre Stimme zischte. „Und ich weiß, dass du froh wärst, wenn eure Türen überhaupt Schlösser hätten. Ich weiß auch, wer deine Eltern sind.“ Sie lächelte bedauernd und legte ihm einen Finger auf die Brust. „Du wirst jetzt augenblicklich diesen Schlüssel aufheben, oder ich erzähle deinem Vater, wo du dich nach der Schule herumtreibst.“ Sie machte eine Kunstpause, in der sie ihm tief in die Augen sah. „Denkst du, der ist begeistert, wenn ich ihm sage, dass du dein gesamtes Taschengeld im Laden nebenan für Schmuddelhefte aus gibst?“

Rick versuchte die Angst zu überspielen, doch seine Augen verrieten ihn. „Das geht Sie überhaupt nichts an!“, rief er.

Charlie richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. „Da hast du recht. Es geht mich nichts an, was du mit deinem Taschengeld machst. Genauso wenig wie es dich etwas angeht, was Em unter seinem Hemd trägt.“ Sie deutete mit dem Kinn auf den Schlüssel. „Und glaub mir, das ist nur ein Bruchteil dessen, was ich sonst noch so alles über dich und deine Freunde weiß. Also?“

Rick stand auf, ging wutschnaubend an seinen Freunden und Emilio vorbei und hob den Schlüssel auf. Mit einem unverständlichen Grunzen warf er ihn vor Emilio auf den Tisch. „Kommt, wir verschwinden. Der Idiot wird schon sehen, was er davon hat.“

Charlie, die mittlerweile wieder hinter den Tresen zurückgekehrt war, schob Emilio den Schlüssel hin. „Hier, und pass gut drauf auf.“

„Danke“, murmelte Emilio, ohne aufzublicken. Die Eingangstür schloss sich hinter Rick und seiner boshaften Gefolgschaft.

„Hey, was ist los? Das war gerade ein glorreicher Sieg für die Gerechtigkeit!“

Emilio schnaubte verächtlich und fädelt den Schlüssel wieder auf die zerrissene Kordel. „Und sobald sie mich allein antreffen, geben sie's mir doppelt und dreifach. Immerhin hab ich mich grad von einem Mädchen beschützen lassen.“

„Also Moment mal, ja! Ich bin kein Mädchen! Ich werde morgen schließlich sechsundzwanzig! Da darf ich schon als Frau angesehen werden!“

„Das macht es auch nicht besser“, murmelte Emilio.

„Und außerdem musst du endlich lernen, für dich selbst einzustehen. Gib ihnen Kontra, blas ihnen Gegenwind in ihre kleinen, schwabbeligen Backen, dass ihnen Hören und Sehen vergeht!“

Emilio lachte bei der Vorstellung, sackte dann aber wieder in sich zusammen. „Wenn das mal so einfach wäre.“

„Du darfst nie vergessen, dass diejenigen, die am lautesten herumschreien, selbst die größten Feiglinge sind. Dieser Rick da? Der hat mehr Angst vor dir, als du je vor ihm haben wirst. Er ist nur stark, solange seine Kumpels hinter ihm stehen. Sieh zu, dass du ihn allein antriffst, dann wirst du schon merken, dass ich recht habe.“

„Und was dann? Soll ich ihn etwa verprügeln?“

Charlie legte die Stirn in Falten. „Hm, ich glaube, der braucht keine Prügel, die Androhung wird schon genügen, aber wenn es sein muss, hast du meinen Segen.“

Emilio grinste. „Schöne Vorstellung, aber das könnte ich nie!“

„Das spricht für dich, Kiddo!“ Charlie stellte ihm einen Kakao vor die Nase. „Geht auf mich. Trink.“

Emilios Augen begannen zu glänzen, als er den heißen Becher zu sich heranzog und genießerisch daran schnupperte.

„Wie wäre es denn, wenn der Rektor eurer Schule hinter seinen Hang zu Schmuddelheften käme?“, fragte sie.

„Ich soll ihn verpetzen?“ Emilios Gesicht drückte Entsetzen aus.

„Nicht doch, wer macht denn so was? Nein, aber man kann es doch so drehen, dass der Rektor das ganz von selbst merkt, meinst du nicht?“ Sie zwinkerte Emilio zu. „Und wenn du dann noch derjenige wärst, der ihm in dieser Situation seinen kleinen Arsch rettet, hast du gewonnen. Tadaa! Clark Kent rettet den Tag!“ Charlie deutete mit dem Finger auf das große S auf Emilios Mütze.

"Ich bin aber nicht Supermann", schnaubte der Junge mutlos.

"Ach nein? Wer war dieser Supermann denn im normalen Leben? Ein liebenswerter, etwas tollpatschiger Typ, der niemandem auffiel. Kommt dir das irgendwie bekannt vor?"

Emilio sah sie erst fassungslos, dann staunend an. Sie konnte sehen, wie es in seinem Kopf zu arbeiten anfing, wie er begann, einen Plan auszuhecken. Ein Hoch auf den Erfinder von Helden in Strumpfhosen, der Glauben an sich selbst versetzte doch immer wieder Berge.

Ihr Handy klingelte. „Warte einen Moment, ich muss da rangehen“, sagte sie. „Hallo?“

„Hallo Sternchen!“ Die Stimme gehörte zu Scott, ihrem Verlobten. „Alles Gute zum Geburtstag!“

„Scott! Du bist zu früh dran! Ich habe doch erst morgen Geburtstag!“

„In Yida ist es schon ein Uhr nachts, hier ist es also längst so weit!“ Er stimmte Happy Birthday an und ließ sich auch von den Schreien und Schüssen im Hintergrund nicht davon abhalten, sein Ständchen zu Ende zu bringen.

„Wird da etwa geschossen?“, fragte sie besorgt. Sein Einsatz bei den Ärzten ohne Grenzen machte sie zu gleichen Teilen stolz auf ihn und jagte ihr eine Riesenangst ein.

„Nein, ja doch, schon. Sie ballern wieder mal wild herum, ohne Ziel, Sinn und Verstand. Hier wird immer geschossen. Aus Freude, aus Wut, einfach so oder um ihren Willen durchzusetzen. Im Moment ist es wohl eher Freude über eine Hilfslieferung. Hier war heute der Teufel los. Mach dir keine Sorgen, mir geht's gut. Ich hab leider auch nicht viel Zeit. Es ist ...“ Die Leitung rauschte und seine Worte wurden zerfetzt.

„Es ist was? Scott? Kannst du mich hören? Scott?“ Die Augen aller Gäste im Diner waren auf sie gerichtet, als sie versuchte, gegen die Hintergrundgeräusche in ihrem Handy anzuschreien. Sie grinste entschuldigend, drehte sich um und ging nach hinten in die Küche.

„Scott?“

„Ja, ich kann dich hören. Ich sagte, ich liebe dich!“

„Ich liebe dich auch!“

„Ich komme in fünf Wochen auf Urlaub, dann ...“ Wieder wurde seine Stimme von sphärischem Rauschen unterdrückt, dann brach das Gespräch ganz ab. Enttäuscht starrte Charlie auf ihr Handy, auf dem Scotts Bild sie mit einem breiten Lächeln anstrahlte. „Ach verdammt“, murmelte sie und steckte das Handy zurück in die Tasche.

„Alles okay, Süße?“ Das war Dana, Köchin im Diner und Charlie eine gute Freundin.

„Ja, ist schon gut. Das war Scott“, schniefte sie und angelte nach einem Taschentuch.

„Och Mensch. Der ist aber früh dran für deinen Geburtstag.“

Charlie nickte. „Er kann über seine Zeit halt nicht so einfach bestimmen, ich bin schon froh, wenn er es überhaupt schafft, sich zu melden.“

Dana legte ihren Arm um Charlies Schultern und zog sie an sich. Die kleine, rundliche Frau war für Charlie fast so etwas wie die Mutter, die sie nie gekannt hatte. Ihre eigenen Eltern waren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, als sie noch ein Baby war.

„Ist ja nicht mehr lange, bis er auf Urlaub kommt“, tröstete Dana sie.

„Hast recht.“ Charlie schnäuzte sich. „Hätte ich gewusst, wie lang ein Jahr sein kann, hätte ich ihn nicht gehen lassen. Aber wenigstens scheint das mit dem Urlaub wirklich zu klappen.“

„Miss? Ich würde gerne zahlen!“ Die Stimme kam aus dem Gasträum und klang schon leicht gereizt.

„Ich geh dann mal und mache meinen Job.“ Charlie deutete mit dem Daumen über die Schulter. „Komme sofort!“

„Warte mal!“ Dana deutete auf den Fernseher, der über der Theke hing. „Was ist denn da schon wieder los?“ Charlie sah sich um. Wie immer lief der Nachrichtensender als stumme Informationsquelle. „Schießerei in Restaurant in Bangor, Maine“ erklärte die Bildunterschrift. Zu sehen war ein verwackeltes Handyvideo, das eine Frau mit Hut und Sonnenbrille zeigte, die inmitten eines vollbesetzten Restaurants in die Menge schoss. Dana drehte den Ton lauter. „Die Polizei in Bangor bittet um Ihre Mithilfe bei der Fahndung nach dieser Frau, die gegen vierzehn Uhr im Restaurant „Fish Net“ in Bangor, Maine, kaltblütig einen Mann erschoss. Das Opfer war auf der Stelle tot. Der Täterin gelang die Flucht, die Personenbeschreibungen der

Augenzeugen weichen stark voneinander ab. Einziger Anhaltspunkt sind diese Bilder, die von der Tat gemacht wurden. Sachdienliche Hinweise bitte an alle Polizeidienststellen oder an die eingblendete Telefonnummer.“

Dana schüttelte den Kopf und regelte die Lautstärke wieder runter. „Es wird wirklich immer schlimmer. Es kommt noch so weit, dass man nicht mal mehr am helllichten Tag vor die Tür gehen kann.“

Charlie klopfte ihr beruhigend auf die Schulter. „Bangor ist weit weg, hierher wird die Täterin wohl kaum kommen.“

„Da dachte man immer, da oben an der Ostküste ist die Welt noch in Ordnung“, schnaubte Dana. „Ich warte nur auf den Tag, an dem wir hier mal überfallen werden! Gegen Maine ist Chicago doch ein Sündenpfuhl!“

Charlie griff nach ihrem Geldbeutel. „Beschwör es nicht“, sagte sie und verschwand im Gastraum zum Kassieren. Die Kundin hatte mittlerweile den Diner verlassen, schulterzuckend sammelte Charlie das Kleingeld ein, das sie auf dem Tisch zurückgelassen hatte.

## **Kapitel 2**

Francis hatte ein paar Münzen auf den Tisch geworfen und den Diner verlassen, als ihr Bild über den Fernseher geflimmert war. Verdammst nochmal. Diese Handys waren wirklich die Pest! Jetzt waren nicht nur die Palathi hinter ihr her, sondern auch die Cops. Bei Mord würde die Fahndung landesweit laufen. Sie knüllte den jetzt verräterischen Hut zusammen und stopfte ihn in die Tasche.

Die ganze Zeit hatte sie Emilio und diese Kellnerin beobachtet und verfluchte ihre Alte Seele dafür, sich diesen kleinen Waschlappen ausgesucht zu haben. Himmell! Der war nicht mal Manns genug, sich gegen drei halbstarke Bullies durchzusetzen! Was für einen Träger würde er für Ma'aghor abgeben, wenn er nicht mal sich selbst beschützen konnte? Er hätte noch viel zu lernen, ehe er ein guter Bo'othi wäre. Unschlüssig blieb sie stehen und sah sich um. Doch wo sollte sie hin, wenn sie nicht von Bullen oder Palathi entdeckt werden wollte? Diese heimlichen Spitzel waren überall. Sie klappte den Mantelkragen hoch und spazierte am Fluss entlang. Schon wieder war es an der Zeit, ihr Aussehen zu verändern. Haare färben, Tuch statt Hut, Rock statt Hosen. Wenn sie nicht wie ein bunter Hund auffallen wollte, durfte sie

nicht wie eine wandelnde Litfaßsäule mit der Aufschrift „Gesuchte Mörderin“ herumlaufen. Sie stieg in den Bus in Richtung Stadt, wo Einkaufszentren alles bereithielten, was sie für ihre erneute Verwandlung benötigte. Seit zwei Jahren lebte sie nun so und es nervte langsam. Sie hatte den Mantel gemocht, jetzt klaffte ein verräterisches Loch mit Brandspuren in seiner Tasche, das die Kugeln hineingerissen hatten. Sie war es leid, sich zu verstecken. In einer Seitengasse entledigte sie sich des Huts. Er hatte seinen Dienst getan und landete zwischen den Müllsäcken, die zur Abholung an den Straßenrand gestellt worden waren. Sie vermisste den Winter, in dem sie sich in einen Parka mit Kapuze hatte verkriechen können, ohne aufzufallen. Die Sonnenbrille steckte sie in ihre Handtasche, direkt neben die Pistole.

Die junge Frau im Diner kam ihr in Erinnerung. Charlie hatte auf dem Namensschild der Kellnerin gestanden. Das Mädchen gefiel ihr, sie war nicht nur hübsch, sondern wusste sich auch durchzusetzen. Sie hatte Selbstbewusstsein, schien ihr Leben im Griff zu haben. Das wäre eine Trägerin für Ma'aghor, wie sie sie sich gewünscht hätte. Wenn sie doch bloß ein paar Jahre älter wäre. Francis ging durch die Flügeltüren des großen Kaufhauses und steuerte die Damenmodeabteilung an. Wahllos griff sie nach einer Jeans, einem Oberteil und einem Cardigan und wollte in der Umkleidekabine verschwinden, als eine Verkäuferin sie entdeckte und zielstrebig auf sie zukam. Oh bitte, nicht das auch noch. Francis stöhnte mit zusammengebissenen Zähnen. Bevor die Frau sie erreicht hatte, stieg Übelkeit in ihr auf und Francis schmeckte bittere Magensäure auf der Zunge. Mist, verdammter! Ihr Bauchgefühl verriet ihr, diese Verkäuferin war eine Palathi. Die waren wirklich überall. Sie musste hier weg. Schnell hängte sie die Klamotten an den nächstbesten Ständer und drehte sich auf dem Absatz herum. Zum Glück hatte die Palathi sie noch nicht erkannt, denn sie blieb unschlüssig stehen und wandte sich ab. Francis' Magen beruhigte sich wieder und sie verließ das Kaufhaus. Erst mal blieb es beim Trenchcoat.

Ziellos wanderte sie umher. Vielleicht hatte John recht, nicht ihre Alte Seele traf die Entscheidungen, sondern sie selbst. Eine Alte Seele hatte nur in der kurzen Zeit des Seelenwandels die Oberhand, wenn der alte Träger vergangen und der neue noch nicht erwacht war. Doch in der übrigen Zeit waren es Träger oder Trägerin, die die Entscheidungen trafen. Und wenn es sein musste, auch gegen den Willen der Alten Seele.

Charlie. Sie wäre perfekt. Francis blickte in den Himmel, an dem die Sonne mittlerweile tief stand und die Stadt in goldenes Licht tauchte. Charlie hatte am Telefon gesagt, dass sie morgen Geburtstag habe, also am sechsten Juni. Das bedeutete, sie war ein Sternkind, wäre also in der Lage, Bo'othi zu werden. Mit ihren sechsundzwanzig war sie jünger als Na'ifh es normalerweise bei ihrem Seelenwandel sein sollten. Aber der einzige Grund, dreißig Jahre nach dem Erwachen eines Na'ifh zu warten, war der, dass es genügend Zeit haben sollte, alles zu lernen, was ein Bo'othi wissen sollte. Na ja, das, und die Tatsache, dass einige jüngere Sternkinder den Seelenwandel nicht überlebten, weil sie zu schwach waren. Aber das war zu Beginn der ersten Seelenwandel nur ab und zu passiert. Die Verluste waren überschaubar gewesen. Aus Angst, zu viele Sternkinder zu verlieren, hatte man damals eine Wartezeit von dreißig Jahren festgelegt. Der Zeitpunkt richtete sich nach ihrem Geburtsdatum und gab den Na'ifh die Möglichkeit, sich auf ihr Dasein als Bo'othi vorzubereiten.

Aber Francis hatte keine Zeit, so lange zu warten. Das Risiko könnte sie eingehen, Charlie würde das schon überleben und wenn nicht, dann würde John dafür sorgen, ihre Alte Seele zu retten. Er hatte immer ein paar mögliche Ersatzträger an der Hand. Für ein traditionelles Erwachen ins Volk im Kindesalter war es zwar zu spät, aber Charlie war nicht blöd und würde die Regeln nach einem adulten Seelenwandel eben schneller lernen müssen. Mit Johns Hilfe würde sie das schon schaffen, Francis musste nur dafür sorgen, dass Charlie ihn nach ihrem Erwachen auch finden würde. Er war ein strenger Lehrmeister und hielt die Traditionen der Bo'othi in Ehren.

Der Gedanke an einen möglichen Seelenwandel wühlte sie auf. Vor fünf Jahren noch hatte sie sich als zukünftige Anführerin der Bo'othi gesehen und nun dachte sie darüber nach, ihr Leben zu beenden, um ihrer Alten Seele in einer anderen Trägerin eine neue Chance zu geben. Früher oder später würde sie dem Fürstenpaar in die Hände fallen und darauf konnte sie wirklich verzichten. Sie holte tief Luft und drehte sich entschlossen um. Charlie war eine geeignete Kandidatin, die Gelegenheit war perfekt, das Unvermeidliche weiter hinauszuzögern half niemandem. Sie verdrängte die Übelkeit, die Ma'aghor in ihr auslöste. Diese Warnung musste sie ignorieren, zum Wohle der Alten Seele. Auf dem Weg zurück zum Diner besorgte sie sich Papier und Kugelschreiber. Sie kritzelte Johns Namen und das Wort „Montana“ auf einen Zettel und steckte ihn in die Innentasche ihres Mantels. Sollte sich ihre Alte Seele nach

dem Seelenwandel nicht mehr an ihn erinnern, würde dieser Zettel die Erinnerung hoffentlich wieder wachrufen. Gegenüber des Diners verkroch sie sich in die Schatten und wartete darauf, dass Charlie Feierabend machte.

\*\*\*

„Hallo, Mrs. Goodridge! Wie geht es Ihnen?“ Charlie griff automatisch nach der Kaffeekanne und trat an den Tisch der alten Dame, die wie jeden Tag um diese Uhrzeit in den Diner kam, um einen Kaffee zu trinken.

„Ganz gut, Kindchen, ganz gut“, knarzte die alte Frau mit brüchiger Stimme und ließ sich seufzend auf der Bank nieder. „Und selbst?“

Charlie grinste, nahm ein Stück Erdbeerkuchen aus der Kuchenvitrine und stellte den Teller vor die Kundin auf den Tisch. „Zur Feier des Tages, geht aufs Haus.“

Mrs. Goodridge strahlte sie dankbar an. „Was gibt es denn zu feiern?“

„Noch nichts, aber morgen habe ich Geburtstag, sehen Sie es einfach als Vorschuss.“

Die alte Dame griff nach der Kuchengabel und langte dankbar zu. „Sie sind so ein nettes, junges Ding“, betonte sie zwischen zwei Bissen. „Es ist wirklich eine Schande, dass Sie Ihr Studium abgebrochen haben. Sie hätten viel Gutes auf dieser Welt bewirken können.“

Charlie lachte auf dem Weg zurück hinter den Tresen. „Ach, meine Liebe, glauben Sie mir. Das Rechtssystem hätte mich nur korrumpiert. Ich kann hier im Diner Gutes tun, statt früher oder später von den Mühlen der Justiz zermalmt zu werden. Ich habe genug gelernt, um zu wissen, dass die Regeln für Recht und Gerechtigkeit nicht auf derselben Seite desselben Buchs stehen.“

Die alte Dame trank einen Schluck Kaffee und stellte den Becher zurück auf den Tisch. „Ach Kindchen, Sie sind noch jung. Noch ist nicht aller Tage Abend.“

Charlie grinste und begann, die Salzstreuer aufzufüllen. Mrs. Goodridge mochte anderer Meinung sein, aber sie für ihren Teil wusste, dass das Jurastudium nichts für sie gewesen war. Wenn es nach der aktuellen Gesetzeslage ging, waren alle gleich, nur manche eben gleicher. Gesetze wurden für die gemacht, die Geld und Macht hatten, eine Tatsache, die sie keinesfalls unterstützen wollte.



Als sich die Stammkundin verabschiedete und wie üblich versprach, morgen wiederzukommen, war der Laden bis auf ein mit sich selbst beschäftigtes Liebespaar leer. Charlie setzte sich auf einen der Barhocker und trank eine Diet Coke. Der Diner war täglich bis Mitternacht geöffnet, noch zwei Stunden bis Feierabend.

Das Klingeln des Windspiels kündigte neue Kundschaft an. Charlie war gerade dabei, den Tresen abzuwischen und drehte sich zur Tür. Keine Kundschaft, sondern Kelly, die Besitzerin des Diners, war eingetreten.

„Tut mir leid, Charlie. Ich fürchte, ich muss den Laden dichtmachen.“

Charlie blickte erschrocken hoch. „Was? Wieso das denn?“ Fassungslos starrte sie ihre Chefin an, die das Schild von „We're open“ auf „Sorry, we're closed“ drehte.

Während sie sich umwandte, hob sie bedauernd die Arme und ließ sie wieder sinken. Doch dann breitete sich ein Grinsen über ihrem Gesicht aus. „Für heute, Dummerchen“, rief sie lachend. „Ab sofort ist hier geschlossene Gesellschaft. Sie können natürlich so lange bleiben, wie sie wollen“, sagte sie an die beiden Verliebten gewandt, die außer sich selbst kaum etwas um sich herum wahrzunehmen schienen.

„Überraschung!“ Dana, Tina und Liz traten lachend aus der Küche. „Nur noch eine Stunde bis zu deinem Geburtstag! Die Chefin schmeißt eine Party!“, grinnten sie und Liz zog eine Flasche Wein hinter ihrem Rücken hervor.

„Ihr seid doch verrückt!“ Charlie lachte und ließ sich nacheinander von ihren Freundinnen umarmen.

Liz goss ihnen ein, die Frauen erhoben ihre Gläser und brachten sie zum Klirren. „Cheers!“

Als das verliebte Paar den Diner eine halbe Stunde später verließ, schloss Kelly die Tür hinter ihnen ab. Übrig blieb die kleine, geschlossene Gesellschaft bester Freundinnen. „Wer weiß, wo wir nächstes Jahr deinen Geburtstag feiern“, orakelte sie.

„Genau“, fiel Dana ein. „Wenn du erst Mrs. Amory bist, wirst du mit uns vermutlich gar nichts mehr zu tun haben wollen.“

Charlie knuffte sie in den Arm. „Red keinen Unsinn! Ihr seid meine besten Freundinnen!“

„Schon, aber ob wir im Hause Amory willkommen sind, ist schon recht fraglich“, sagte Liz zweifelnd und ließ den Wein in ihrem Glas kreisen.

Charlie seufzte. Ganz unrecht hatten ihre Freundinnen wohl nicht. Scott stammte aus einer einflussreichen Bostoner Familie. Seine Mutter hatte ihr mehr als einmal zu verstehen gegeben, mit der Wahl ihres Sohnes nicht einverstanden zu sein und eine gänzlich andere Vorstellung von einer würdigen Schwiegertochter zu haben. Charlie war Lichtjahre von der gesellschaftlichen Stellung und dem edlen Stammbaum entfernt, den Mabel Amory sich von der perfekten Frau für ihren Sohn gewünscht hatte. Und sie wurde nicht müde, dies bei jeder Gelegenheit zu erwähnen.

„Ich werde mir nicht sagen lassen, mit wem ich befreundet sein darf!“, betonte Charlie. „Ich weiß nicht mal, ob wir tatsächlich nach Boston ziehen oder doch hierbleiben.“

„Hierbleiben?“ frohlockte Tina, „Wäre das denn eine Option?“

Charlie zuckte mit den Schultern. „In Mabel Amorys Augen wohl kaum, aber Scott hat hier einen guten Job. Das Krankenhaus hat ihm für die Zeit nach seinem Einsatz bei Ärzten ohne Grenzen die Stelle eines Assistenzarztes angeboten. Und ich habe schließlich auch meinen Job hier.“ Sie breitete die Arme aus und deutete auf den Diner.

„Wie immer ihr euch entscheidet, an mir soll es nicht liegen“, betonte Kelly. „Du bist mir hier immer willkommen.“

„Gleich Mitternacht!“ Liz sprang unvermittelt auf und brachte beinahe die leeren Weinflaschen zum Kippen. Aufgeregt rannte sie in die Küche, wo sie mit Besteck und Tellern klapperte. Als sie wiederkam, schob sie einen Servierwagen vor sich her, auf dem eine Geburtstagstorte stand. Tina war ebenfalls aufgesprungen und hatte das Licht ausgemacht, sodass die einzige Lichtquelle die beleuchteten Barregale hinter dem Tresen und die sechszwanzig Kerzen auf dem Kuchen waren.

„Hier, mach die Flasche auf“, Kelly drückte Dana eine Sektflasche in die Hand und während sie Charlie auf den Kuchen zuschob, knallte hinter ihr bereits der Korken. „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag!“ Charlie grinste verlegen und bestaunte den Kuchen. Liz war eine hervorragende Bäckerin.

„Na los! Puste die Kerzen aus! Wünsch dir was!“, riefen ihre Freundinnen durcheinander und drückten ihr ein Sektglas in die Hand. Charlie holte tief Luft. Ich will hier nicht weg, dachte sie und blies, was die Lungen hergaben. Eine Kerze flackerte bedenklich, ließ sich einfach nicht

löschen. „Oh, oh, das sieht ja nicht gerade gut aus für die Erfüllung meines Wunsches“, lachte Charlie und schnappte nach Luft.

„Ach Unsinn! Das ist doch alles nur Aberglaube. Auf dich!“

Liz erhob das Glas und die übrigen Freundinnen fielen ein. Eine nach der anderen umarmte und gratulierte Charlie, die nachdenklich über ihre Schultern hinweg die brennende Kerze betrachtete.

Es war weit nach ein Uhr nachts, als die Freundinnen lachend und ziemlich betrunken den Diner verließen. „Wollt ihr wirklich nicht mitfahren?“ Tinas Mann wartete mit dem Auto auf seine Frau und hatte angeboten, sie alle nach Hause zu bringen. Charlie schüttelte den Kopf, was eine Herausforderung für ihren Gleichgewichtssinn war. Die Vorstellung, in ein Auto zu steigen, ließ ihren Magen revoltieren, dem jetzt an der frischen Luft erst bewusst zu werden schien, dass vier Flaschen Wein und eine Flasche Sekt für die kleine Gruppe mehr als genug gewesen waren. „Nein, danke, ich lauf lieber!“ Kelly schloss den Laden ab, steckte den Schlüsselbund ein und winkte ebenfalls ab. „Für mich lohnt sich das auch nicht, die fünf Minuten nach Hause laufe ich schneller, als Tim braucht, um das Auto zu starten“, rief sie. Dana, Liz und Tina stiegen ins Auto und winkten noch einmal, als der Wagen losfuhr.

Kelly umarmte Charlie zum Abschied. „Bist du sicher, dass du allein gehen willst?“, fragte sie stirnrunzelnd. „Ich könnte einen kleinen Umweg machen und ...“ Charlie unterbrach sie. „Sei nicht verrückt! Willst du mitten in der Nacht noch große Umwege machen? Und wer bringt danach dich nach Hause?“ Sie lachte. „Mir passiert schon nichts. Ich freue mich auf ein bisschen Bewegung an der frischen Luft. Mit dem Jahresvorrat an Alkohol im Blut wird mir das gut tun.“ Lachend drückte sie ihrer Freundin einen Kuss auf die Wange und machte sich auf den Weg.

„Es ist übrigens völlig okay, wenn du morgen etwas später zur Arbeit kommst“, rief Kelly ihr nach. „Sieh es als mein Geburtstagsgeschenk an! Schlaf den Rausch aus!“ Charlie winkte noch einmal zum Abschied. „Mach ich! Bis morgen!“

Die Hauptstraße lag ein paar Hundert Meter vor ihr. Charlie atmete tief ein und schloss für einen kurzen Moment die Augen, als der Sauerstoff mit dem Alkohol in ihrem Blut reagierte und sich die Welt zu drehen begann. „Woah, ganz ruhig“, flüsterte sie sich selbst zu und tastete

mit der Rechten nach der Hauswand, um sich abzustützen. „War vielleicht doch ein klitzekleines Gläschen Schampus zu viel.“ Grinsend setzte sie sich in Bewegung. Wenn Scotts Mutter wüsste, was sie hier gerade trieb. Sie grinste noch breiter. „Tja, Mabel, ich fürchte, dein Sohn hat sich eine Bürgerliche geangelt. Leb damit.“ Ihr Lachen klang in ihren eigenen Ohren wie das Schnarchen eines alten Ochsen. Den stellte sie sich gerade bildlich vor, als der Schatten einer Person auftauchte und sich ihr in den Weg stellte. Abrupt blieb Charlie stehen und versuchte zu erkennen, wer das war. Sie glaubte, die Person schon einmal gesehen zu haben, aber sie hatte keine Ahnung wo.

„Hallo“, sagte die Fremde.

Gott sei Dank, eine weibliche Stimme. Alles war gut.

„Hallo“, antwortete Charlie mit Singsangstimme und bewegte unbeholfen die Finger der erhobenen linken Hand, um ihrem Gegenüber zuzuwinken. „Kenne ich Sie?“

„Nicht wirklich. Bisschen viel getrankt, oder?“

„Ich? Aber nicht doch!“, wehrte Charlie ab, grinste aber gleich darauf übers ganze Gesicht. „Na jaaa, vielleicht ein klitzekleines bisschen.“ Sie führte Zeigefinger und Daumen zusammen, um zu zeigen, wie wenig sie über den Durst getrunken hatte.

„Kommen Sie, ich helfe Ihnen“, sagte die Fremde und hakte sich bei Charlie unter. Charlie ließ es geschehen. Sie fühlte sich wohl in ihrer Nähe.

„Ich bin übrigens Charlie“, nuschte sie, als ihr auffiel, dass sie keine Ahnung hatte, wer die Frau an ihrer Seite war. „Und Sie?“

„Francis.“

„Das ist ein schöner Name.“

„Ja, war es.“

Charlie sah ihre Begleiterin verdutzt an. „War? Wieso war?“

„Wird nicht mehr lange mein Name sein“, murmelte Francis. Charlie blieb stehen und befreite sich aus dem Klammergriff der Frau. Mit gerunzelter Stirn blieb sie vor ihr stehen und hob einen Zeigefinger in dem Versuch, auf sie zu zeigen. Ging nicht gut, ihr Finger verfehlte sein Ziel und deutete irgendwo über die Schulter ins Nichts. Charlie ignorierte den Fauxpas und hakte nach. „Was soll das bedeuten?“ Sie beugte sich vor, um der Frau ins Gesicht zu sehen, die fast einen Kopf kleiner war als sie selbst. „Sie haben faszinierende Augen“, stellte

Charlie verblüfft fest, als sie sich von deren goldenem Glitzern von der eigentlichen Frage ablenken ließ. Francis Augen schienen im Dunkeln zu leuchten. Irgendetwas daran zog sie magisch an.

„Ich ...“, Charlie hielt inne und versuchte sich zu erinnern, was sie hatte sagen wollen. Aber der Gedanke war verschwunden. Stattdessen versank sie in den Augen ihres Gegenübers, deren Pupillen wie kleine Sterne aussahen, deren fünf Zacken in die goldene Iris hineinreichten. „Wie machen Sie das?“, fragte Charlie verzaubert und fuchtelte mit dem Zeigefinger vor Francis Gesicht herum, bis diese ihre Hand nahm und sie festhielt.

„Ja. Ich ..., okay.“ Charlie holte Luft. „Lass uns gehen.“ Charlie hatte plötzlich große Lust, mit Francis zusammen einen Waldspaziergang zu machen. Es spielte keine Rolle, wie spät es war, oder dass sie betrunken war und dass sie diese Frau überhaupt nicht kannte. Waldspaziergang hörte sich hervorragend an. Bereitwillig ließ sie sich mitziehen. „Aber es gibt hier doch gar keinen Wald in der Nähe“, murmelte sie noch mit einem Blick auf die Straßenlaterne. Doch die Laterne verschwamm und Charlie fühlte sich, als löse sie sich auf. Ihr ganzer Körper kribbelte, ausgehend von Händen und Füßen, ihre Haare stellten sich einzeln in alle Richtungen auf. Knisterten sie nicht sogar? Ihre Knie wurden weich und für einen kurzen Moment dachte sie, sie hätte die Kontrolle über ihre Blase verloren. Doch dann war alles vorbei und sie stand mit beiden Füßen fest auf dem Boden. Halbwegs fest, wenn man bedachte, dass die ganze Welt wie eine Schiffsschaukel schwankte. Ein Kauz schrie in der Nähe und rief ihr ins Bewusstsein, dass der Straßenlärm verschwunden war. Leises Blätterrauschen in den Baumwipfeln über ihnen bestätigte das weiche Gefühl nachgiebigen Waldbodens unter ihren Füßen. Sie waren im Wald. „Wie sind wir hierhergekommen?“, fragte sie irritiert.

„Abkürzung“, lautete die wortkarge Antwort.

Willenlos ließ sich Charlie voran ziehen. Hinter einer dicken Eiche befand sich ein kleiner Felsvorsprung. Francis schob sie darunter. „Setz dich.“ Ihre Augen leuchteten noch immer, hier sogar noch intensiver, denn keine Straßenlaterne lenkte mit ihrem Licht von dem Glühen ab.

Charlie setzte sich. Nein, sie plumpste unelegant zu Boden, aber es war ihr egal. Es tat gut, die duftend weiche Walderde unter sich zu spüren.

Francis zog ihren Mantel aus und legte ihn Charlie um. „Zieh den an.“

„Aber mir ist nicht kalt.“

„Anziehen!“

Hatten Francis Augen kurz aufgeflackert? War so etwas überhaupt möglich? Charlie kniff die Lider zusammen und versuchte, genauer hinzusehen, zog sich aber gehorsam den Mantel über, während Francis in ihrer Tasche nach etwas suchte. Dann hockte sie sich vor sie und ergriff ihre Hände. Ehe Charlie richtig begriff, was geschah, legten sich Handschellen um ihre Handgelenke und schnappten zu. Charlie riss die Hände zurück. „Was ...?“, rief sie erschrocken.

Wieder dieses faszinierende Leuchten in den Augen ihrer neuen Bekanntschaft. Charlie beruhigte sich. Die Handschellen waren gut, angenehm sogar. Sie lächelte. Francis kniete sich vor sie und legte ihr die Hände auf die Schultern.

„Wehr dich nicht“, sagte sie und Charlie nickte glücklich. Sie fühlte sich so geborgen, so zufrieden, wie seit Scotts Abreise nicht mehr.

Francis packte ihr Kinn und drehte ihren Kopf so, dass Charlie sie ansehen musste. Irgendwo erklang ein Geräusch, das wie eine zarte Melodie klang, ein Klingeln, wie Glöckchen. Ein hübsches Geräusch, dachte Charlie. Doch die Glöckchen wurden immer lauter und begannen unangenehm zu werden. Zischen, Knistern und Knacken mischten sich darunter. Sie wollte sich die Ohren zuhalten, aber Francis drückte ihr rücksichtslos die Arme nach unten. Ein stechender Schmerz schoss Charlie in den Kopf, grelles Licht blendete sie und verdrängte die Auswirkungen des Alkohols. Sie wollte wieder klar denken, ihre Umgebung wahrnehmen, wissen, was da mit ihr passierte. Doch sie kämpfte vergeblich darum, bei Bewusstsein zu bleiben, spürte warme Flüssigkeit über ihre Lippen laufen, schmeckte Blut. „Aufhören. Bitte, aufhören“, wimmerte sie, war sich aber nicht sicher, ob sie das laut gesagt oder nur gedacht hatte. An ihrem Hals kitzelte es warm, Blut, das ihr aus den Ohren drang. Ihr ganzer Körper schmerzte und sie stöhnte gequält auf. Kurz bevor sie glaubte, es nicht mehr länger auszuhalten, wurde die Welt schwarz und willkommenes Vergessen machte sich breit. Wieder hatte sie das Gefühl, sich aufzulösen, doch diesmal dauerte der Zustand länger an.

### **Kapitel 3**

Ein Kauz schrie in der Nähe. Laut und aufdringlich. Charlie stöhnte. „Sei still“, befahl sie

genervt. Ihre krächzende Stimme brachte das Tier zum Schweigen. Sie schluckte, ihr Hals fühlte sich trocken an. Hatte sie etwa gesabbert? Peinlich. Wo war sie überhaupt? Mit dem Gesicht nach unten lag sie auf allen Vieren im Dreck. Was zum Teufel war hier los? Wie kam sie hierher? Keuchend richtete sie sich auf. Es war dunkel, über ihr knarzten Äste im Wind. Irgendetwas klebte an ihrer Wange, als sie es wegwischen wollte, hinderten sie die Handschellen daran, mit denen ihre Handgelenke gefesselt waren. Sie erinnerte sich an die Fremde, an eine Straßenlaterne, einen Waldspaziergang. Wer war diese Frau, diese ... Charlie dachte angestrengt nach. Irgendwas mit F. Fanny? Fran... Francis! Hektisch sah sie sich um. Soweit sie in der Dunkelheit erkennen konnte, war sie allein. Mit einem unterdrückten Aufschrei lehnte sich Charlie mit dem Rücken an den Felsen, um ihre Beine zu entlasten. Sie hatte kein Gefühl in den Zehen, doch das heiße Prickeln kündigte die Rückkehr der Blutzirkulation an. „Aua, aua, aua“, jammerte sie und überließ sich für einige Minuten ihrem Selbstmitleid. Was war passiert? Wie lange war sie schon hier? Ein Schluchzen aus den Tiefen ihrer Kehle erinnerte sie daran, dass Weinen eine befreiende Wirkung haben konnte. Nach ein paar Minuten unkontrollierten Heulens trocknete sie die Tränen unbeholfen an der Schulter, Weinen befreite zwar, brachte sie aber nicht weiter. Durch die gefesselten Handgelenke behindert, griff sie ungelenkt in ihre Hosentasche und holte ihr Handy hervor. Das Gerät gab keinen Mucks von sich, der Akku war tot. Vorsichtig kroch sie auf Knien weiter und tastete ihre unmittelbare Umgebung ab. Sie bekam den Griff einer Handtasche zu fassen, die neben ihr an der Wand lehnte. Francis' Tasche. Sie zog daran und der Inhalt breitete sich auf dem Boden aus. Sie ertastete eine Pistole, eine Geldbörse, ein Paket Taschentücher und einen kleinen Schlüssel im Laub. "Bitte, lass es den richtigen sein", murmelte Charlie und hob ihn mit zitternden Fingern hoch. Sie hatte Mühe, die Hände so zu verbiegen, dass sie ans Schloss kam, zweimal entglitt ihr der Schlüssel. Doch dann ertönte das erlösende Klicken, als das Schloss aufsprang. Angewidert warf sie die Handschellen zur Seite und wollte auf die Füße springen. Doch die knickten unter ihr weg. „Autsch!“ Sie massierte sich die schmerzenden Unterschenkel und Knie, bewegte die Zehen vorsichtig, bis endlich das Gefühl wiedergekehrt war und sie ihren Beinen vertrauen konnte, auf ihnen stehen zu können.

Ringsum war nichts als sumpfiges Waldgebiet. Die Bäume ragten hoch über ihr in den schwarzen Nachthimmel. Dunkle Wolken zogen über sie hinweg. Der Mond strahlte sie von oben an, sodass sie sich weiß vom Nachthimmel abhoben. Ihre Umgebung nahm sie nur schemenhaft wahr. Doch es musste reichen, um von hier zu verschwinden, bevor Francis noch zurückkäme.

Ehe sie losstolperte, stopfte sie alles zurück in die Tasche und nahm sie an sich. „Nur zur Sicherheit“, murmelte sie und lief los.

Blindlings irrte sie durch den Wald, einige Male glaubte sie, im Kreis gelaufen zu sein, ab und zu hörte sie Tiere in der Nähe im Laub rascheln. Ein Fuchs erschreckte sie, als er dicht vor ihr ein heiseres Bellen ausstieß. Francis tauchte nicht auf. Als es endlich hell wurde, war Charlie erschöpft, aber dankbar dafür, dass sie sich bei Tageslicht besser orientieren konnte. Von einer Fernsehsendung hatte sie einmal gelernt, dass man am Moos, das an Bäumen wächst, die Richtung bestimmen könne. Sie hatte nur leider keine Ahnung, welche Richtung was war und vor allem, in welche Richtung sie laufen sollte. Trotzdem entschied sie sich, sich daran zu orientieren. Wenigstens konnte sie so nicht im Kreis laufen. Hoffte sie. Ihre Leinenschuhe waren völlig ungeeignet für diese Art von Querfeldeinwanderung, immer wieder hielt sie an, um Steinchen oder Krabbelzeug herauszuschütteln.

Der Sonne nach zu urteilen war es gegen Mittag, als sie endlich auf einen ausgetretenen Waldweg stieß. Der Anblick von Fußabdrücken ließ sie vor Glück aufschluchzen, ihre Schritte beschleunigten sich. Stunden später erreichte sie einen Parkplatz und stürzte sich auf den öffentlichen Wasserspender. Sie fand ein paar Dollar in ihrer Jeanstasche und betrat den Kiosk. Postkarten mit Bären und atemberaubenden Landschaften mit der Überschrift "Great Smoky Mountains National Park" enthüllten, wo sie sich befand. Sie schüttelte ungläubig den Kopf. Wie war sie hierhergekommen? Der Nationalpark lag knapp eine Tagesreise von Chicago entfernt. Sie war manchmal an verlängerten Wochenenden mit Scott zum Wandern hier gewesen. Was war bloß passiert, während sie ohnmächtig gewesen war?

"Hallo, entschuldigen Sie bitte, haben Sie ein Telefon?", fragte sie den Verkäufer, der sie kritisch beäugte. Immer wieder wurden leichtsinnige Touristen davor gewarnt, nicht zu leicht bekleidet zu Wanderungen in der Wildnis aufzubrechen, sie sah aus wie ein Musterbeispiel dafür, wie man es nicht machen sollte. Nervös zupfte sie an ihrem Kragen und bemerkte erst



jetzt bewusst den fremden Mantel. Sie erinnerte sich nur vage daran, dass sie gezwungen worden war, ihn anzuziehen.

Der Ladenbesitzer nickte und deutete schweigend auf ein uraltes Münztelefon, das an der Wand hing. Charlie hatte nicht geahnt, dass es so etwas überhaupt noch gab, war aber dankbar dafür, dass es so war. Sie tauschte ihren Dollarschein in ein paar Münzen und wählte die Nummer des Diners.

"Kelly's Diner, was kann ich für Sie tun?", meldete ihre Freundin sich geschäftsmäßig.

"Kelly? Ich bin's, Charlie!"

"Charlie? Oh mein Gott! Wo bist du? Wir haben uns solche Sorgen um dich gemacht!"

"Tut mir leid, dass ich heute nicht zur Arbeit gekommen bin, ich ..."

"Heute? Was redest du da? Du bist seit mehr als zwölf Tagen wie vom Erdboden verschwunden!"

Charlie schüttelte ungläubig den Kopf. "Zwölf Tage?", wiederholte sie mechanisch. Der Ladenbesitzer warf ihr einen musternden Blick zu, den sie peinlich berührt erwiderte.

"Wo bist du?"

"Ich bin, Moment. - Sir? Entschuldigen Sie, wo genau bin ich hier eigentlich?"

Der Mann sah sie an, als hätte sie ihn nach dem Namen ihrer Mutter gefragt. Eine tiefe Furche bildete sich auf seiner Stirn, ehe er antwortete. "Great Smoky Mountains, Nationalpark. Eingang Gatlinburg, Tennessee."

Charlie wiederholte, was er gesagt hatte. Kelly blieb einen Moment stumm. Dann stieß sie hörbar den Atem aus. "Das ist knapp zehn Stunden von hier mit dem Auto. Ich könnte ..."

"Nein, nein, Kelly. Hör zu. Es geht mir gut. Ich hab bloß kein Geld, um die Rückreise zu bezahlen. Vielleicht kannst du mir was schicken?"

"Bist du sicher?"

"Ja, ich bin sicher. Mach dir keine Sorgen."

"Also gut. Wo soll ich das Geld hinschicken?"

Charlie warf noch eine Münze in den Münzzähler des Apparats und bat den zögerlichen Ladenbesitzer, den Hörer zu übernehmen. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, hörte Charlie erleichtert, wie er Kelly die Bankverbindung durchgab.

In den nächsten zwei Stunden trieb sich Charlie in der Nähe des Kiosks herum. In der öffentlichen Toilette versuchte sie sich notdürftig frisch zu machen und spritzte sich reichlich kaltes Wasser ins Gesicht. In Francis Tasche angelte sie nach einem Taschentuch, um sich die Schmutzstreifen von den Wangen zu wischen. Sie sah hoch und betrachtete ihr Spiegelbild in dem zersplitterten, fast blinden Spiegel neben der Tür. Sie war völlig verdreht, ihr Haar strähnig und die Wangen hohl. Doch all das war nichts im Vergleich zu dem, was sie in ihren Augen sah. „Was zum Teufel ...?“ Noch einmal wischte sie mit dem Tuch durch ihr Gesicht, blinzelte, ging dichter an den Spiegel heran, doch es war keine Täuschung. Das Gesicht, das ihr daraus entgegen starrte, sah so fremd aus, dass sie sich selbst kaum erkannte. Ihre einst grau-blauen Augen leuchteten wie zwei Bernsteine in goldgelben Tönen. „Das gibt's doch nicht.“ Immer wieder betrachtete Charlie ihr Spiegelbild. Sie zweifelte an ihrem Verstand oder zumindest an ihrem Augenlicht, bis es an die Tür klopfte.

"Miss?" Die Stimme des Verkäufers. "Ihr Geld ist angekommen. Der nächste Bus fährt in einer halben Stunde."

"Okay, danke. Ich komme", rief sie. Noch ein letztes Mal warf sie einen Blick auf die fremde Frau im Spiegel. Dann band sie mit dem Haarband, das sie wie immer ums Handgelenk trug, ihre Haare zusammen um ihre wilden Locken zu bändigen.

Mit dem Bus fuhr sie nach Gatlinburg, wo sie in den Greyhound Bus nach Chicago umstieg. Die Fahrt dauerte die ganze Nacht und erst am nächsten Morgen kam sie in Chicago am Bus Terminal an, wo Kelly sie abholte. Charlie hatte eine Sonnenbrille in der Manteltasche gefunden und setzte sie auf, bevor sie aus dem Bus kletterte. Kelly würden ihre Augen sofort auffallen und sie würde sie vermutlich gleich zum Arzt schleppen. Doch sie war müde, erschöpft und wollte nichts als ihre Ruhe.

"Hey Süße! Ich bin so froh, dass du wohlauf bist!" Kelly umarmte sie stürmisch und musterte sie dann von Kopf bis Fuß.

"Was trägst du denn da für einen Lumpen?", fragte sie und zupfte mit spitzen Fingern an dem zerfetzten und vor Schmutz starrenden Trenchcoat.

"Keine Ahnung, mir war kalt und er ist besser als nichts."

Sie stiegen ins Auto.

„Was ist denn nun eigentlich passiert?“, fragte Kelly, während sie den Wagen in den Verkehr einfädelt.

Charlie dachte an die Fremde namens Francis. Doch sie hatte keine Lust, sie zu erwähnen. „Ich weiß es nicht. Ich kann mich an nichts erinnern.“

„Warst du nach der Party noch zu Hause?“

„Mhm.“ Wenn doch bloß die Fragestunde schon vorüber wäre. Charlie sehnte sich nach Ruhe, einem Bad und dem Schlaf des Vergessens. Sie wusste, Kelly meinte es nur gut, doch sie wünschte sich sehnlichst, endlich nach Hause zu kommen.

Kelly lenkte den Wagen quer über die vierspurige Straße und bog ab. „Ist es okay, wenn wir kurz bei der Polizei halten? Ich will nur schnell die Vermisstenanzeige zurücknehmen.“

"Okay" Leichte Übelkeit überkam Charlie. Vermutlich der Hunger. Die Vorstellung, Rede und Antwort bei der Polizei zu stehen, klang alles andere als verlockend. Die Waffe in der fremden Handtasche fiel ihr ein und sie schob sie unauffällig unter den Sitz. Wenn sie die Waffe der Polizei gegenüber erwähnte, käme sie nie da raus. „Du hast mich vermisst gemeldet?“

„Was denkst du denn? Du warst wie vom Erdboden verschluckt, was hätten wir denn deiner Meinung nach tun sollen?“ Kellys vorwurfsvoller Ton holte Charlie in die Wirklichkeit zurück. Sie schämte sich für ihre Undankbarkeit. Natürlich war sie froh darüber, dass man nach ihr hatte suchen lassen. Sie würde es wohl noch eine halbe Stunde länger durchhalten und den Abstecher bei der Polizei überstehen. Stumm schalt sie sich selbst wegen ihres Egoismus und folgte ihrer Freundin die Stufen hinauf zum Polizeirevier.

"Sie haben uns ganz schön in Aufruhr versetzt", sagte der Polizist streng. "In der heutigen Zeit wäre es sicher nicht schwierig gewesen, kurz Bescheid zu geben, wenn sie verreisen." Die Übelkeit nahm zu. Sie schluckte dagegen an und nickte gehorsam. Wenn er doch nur schneller machen würde, dachte sie.

"Also gut. Für uns ist die Sache damit erledigt." Der Polizist klappte den Aktendeckel zu. „Fall abgeschlossen.“ Genauso schnell, wie sie aufgetaucht war, ließ die Übelkeit nach und Charlie brachte ein dankbares Lächeln zustande. Sie wollte jetzt endlich nach Hause.

„Bist du sicher, dass ich dich nicht doch zum Arzt bringen soll?“, fragte Kelly besorgt, als sie wieder im Auto saßen. „Vielleicht hast du eine Gehirnerschütterung. Und wer weiß, ob du nicht vergew...“

„Kelly! Nein.“ Charlie schüttelte energisch den Kopf. "Es geht mir gut, mach dir keine Sorgen. Ich bin einfach nur müde. Ich werde ausschlafen und zur Sicherheit gleich morgen einen Termin bei meinem Hausarzt machen."

Kelly war nicht überzeugt, aber sie gab sich geschlagen. "Okay, ich verlass mich drauf."

Endlich zu Hause zog Charlie den Mantel aus und warf ihn zusammen mit der Tasche achtlos in eine Ecke hinter der Tür. Dann ließ sie Wasser ein und glitt dankbar seufzend in die Wanne. Zweimal ließ sie heiß nachlaufen, ehe sie bereit war, sich dem Geist im Spiegel zu stellen. Während sie ihre langen, roten Haare mit einem breiten Kamm entwirrte, überlegte sie immer wieder, was in den vergangenen Tagen geschehen sein mochte. War sie die ganze Zeit allein in der Wildnis gewesen? Wie war sie dort überhaupt hingekommen? Vermutlich hatte diese Francis sie betäubt und dorthin gebracht. Aber wozu? Und wohin war sie dann verschwunden? Wer macht sich die Mühe, jemanden zu entführen, um ihn dann im Wald liegen zu lassen? Sie legte den Kamm weg und sah in ihre fremden Augen. Auf der Suche nach der Charlie, die sie früher war, starrte sie sich minutenlang an, vertiefte sich in die bernsteinfarbene Iris, inspizierte jede noch so kleine Farbnuance darin. Es war, als wäre die Farbe dauernd in Bewegung, als würde sie von einer unsichtbaren Lichtquelle genährt, sie changierte zwischen hellem Bernstein und dunklem Gold. Dann zogen sich ihre Pupillen ruckartig zusammen, öffneten sich Sekunden später zu einem perfekt geformten Stern und pulsierten in einem Takt, der sich ihrem Herzen anpasste. Charlie erschrak und fuhr zurück. Was war das? Noch einmal sah sie genauer hin, doch der Spuk war vorbei, ihre Pupillen wieder die gleichen dunklen Punkte wie immer. "Muss die Müdigkeit sein", murmelte sie und zog ihr Nachthemd über. Das Handy, inzwischen aufgeladen, zeigte zweiunddreißig verpasste Anrufe und mindestens doppelt so viele SMS an. Auch Scott hatte mehrere Male angerufen. Bei ihm war es jetzt mitten in der Nacht, sie schrieb ihm eine kurze SMS. »Hatte keinen Empfang. Mach dir keine Sorgen. Alles in Ordnung.«

In der Nacht warf sie sich im Schlaf unruhig hin und her. Sie träumte wirres Zeug von Menschen in langen, weißen Gewändern mit hohen Krägen. Ohne die Lippen zu bewegen, sprachen sie eine nie zuvor gehörte Sprache und sahen aus strengen, goldenen Augen auf sie herab. Etwas später lief sie unter freiem Nachthimmel umher, während die Sterne immer wieder einen fremdartig klingenden Namen riefen. „Ma'aghor, Ma'aghor, komm zu uns!“

Nassgeschwitzt und schwer atmend erwachte sie. Die Träume hatten sich so echt angefühlt, so real, dass sie das Licht einschalten musste, um sich zu überzeugen, dass sie jetzt wach und in Sicherheit war. Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Früh am Morgen klingelte das Handy. Scott. „Wo warst du?“, rief er aufgeregt und ohne Einleitung in den Hörer.

„Ich hab einen kleinen Urlaub gemacht. Geburtstagsgeschenk von den Mädels.“ Warum log sie? Sie runzelte die Stirn, blieb aber bei der Aussage.

„Davon hast du überhaupt nichts erzählt.“

„War ja auch eine Überraschung.“ Sie hatte Scott noch nie belogen, dass sie es jetzt tat, war ihr selbst unbegreiflich.

„Hättest doch wenigstens mal anrufen können, ich habe mir Sorgen gemacht.“

Charlie schloss die Augen und rieb sich den Magen, wo ein unangenehmer Druck aufsteigende Übelkeit ankündigte. „Tut mir leid, ich wollte von unterwegs anrufen, aber dann hatte ich keinen Empfang.“

Scott schwieg einen Moment, sie hörte, wie jemand nach ihm rief und wie er den Telefonhörer zuhielt, ehe er antwortete. Dann raschelte es und er meldete sich wieder. „Tut mir leid, ich muss los. Gerade sind neue Patienten angekommen.“

„Schon okay“, murmelte sie. „Wir sehen uns ja bald. Ich liebe dich.“

„Ich dich auch, bis bald.“ Er legte auf. Charlie sprang aus dem Bett und rannte würgend zur Toilette. Die Übelkeit schwappte wie eine Welle über ihr zusammen. Wenige Minuten später war es vorbei.

Der Hausarzt, Dr. Farnsworth, hatte ihr noch am gleichen Morgen einen Termin gegeben, nachdem sie ihm in Kurzform geschildert hatte, was passiert war. Nun stand er hinter ihr und hauchte sein Stethoskop an. „Und jetzt bitte mal tief ein- und ausatmen.“

Charlie holte tief Luft und ließ sie langsam entweichen. Das Stethoskop presste sich kalt gegen ihren Rücken, dann tastete der Arzt schweigend ihren Hals und ihren Rücken entlang. Er bat sie, sich hinzulegen und die Hose aufzuknöpfen, sodass er ihren Bauch abtasten konnte. Während sie seinen Anweisungen folgte, legte er das Stethoskop um seinen Hals. „Tut das weh?“, fragte er sie und drückte die Fingerknöchel in ihren Bauch.

„Nein“, antwortete sie wahrheitsgemäß.

„Sie können sich wieder anziehen“, sagte er und ging zu seinem Schreibtisch.

Charlie zog ihr Shirt über und knöpfte die Hose zu. „Nun Doktor, was fehlt mir?“, fragte sie und bückte sich nach ihren Schuhen, die unter der Behandlungsliege standen.

Dr. Farnsworth blickte sie über seine Brille hinweg an und lächelte breit. „Sie sind kerngesund, meine Liebe.“

„Aber diese Anfälle von Übelkeit, das muss doch einen Grund haben.“

Der Arzt griff nach seinem Rezeptblock und kritzelte etwas darauf. „Ich nehme an, das ist der Stress der vergangenen Tage. Was immer Ihnen geschehen ist, es war kein Waldspaziergang, wenn ich das so sagen darf. Ein nervöser Magen ist da kein Wunder. Zumal Sie ja vermutlich eine ganze Weile ohne Nahrung auskommen mussten.“ Er schob ihr das Rezept zu. „Nehmen Sie davon zwanzig Milliliter, wann immer Ihnen übel wird. Dann dürfte es in ein paar Tagen überstanden sein.“

„Und meine Augen?“, fragte sie und nahm das Rezept entgegen. „Ich hatte immer grau-blaue Augen, wie kann das sein?“

Der Arzt lehnte sich in seinem Stuhl zurück und faltete die Hände vor dem Bauch. „Ich gebe zu, dass es in diesem Ausmaß sehr außergewöhnlich ist und mir in meiner bisherigen Laufbahn noch nicht untergekommen ist, aber es gibt durchaus die Möglichkeit, dass hormonelle Störungen zu einer Veränderung dieser Art führen. Stress, Hunger, vielleicht sogar Angstzustände, all das kann hormonelles Ungleichgewicht auslösen.“

Charlie setzte sich vor seinen Schreibtisch auf den Besucherstuhl und sah ihn verwirrt an. „Und was heißt das jetzt?“

„Das heißt, dass ich Ihnen nicht sagen kann, warum und wie sich ihre Augen verändert haben. Ich weiß nicht, ob es dauerhaft ist oder mit der Zeit wieder zurückgeht. Egal wie weit die Medizin heutzutage schon gekommen ist, es gibt immer wieder Phänomene, mit denen die

Natur uns zu überraschen vermag. Ich kenne keinen vergleichbaren Fall wie den Ihren. Ihre Sehfähigkeit ist besser denn je. Es besteht also kein Grund zur Sorge, denn rein organisch sind sie rundum gesund. Ich würde Ihnen aber trotzdem raten, einen Augenarzt aufzusuchen. Nur zur Sicherheit.“

Dr. Farnsworth lächelte ihr aufmunternd zu und stand auf. „Freuen Sie sich, dass sie nach all der Aufregung gesund und munter sind, Miss Palmer. Es hätte weitaus schlimmer ausgehen können. Sich in der Wildnis zu verlaufen hat Menschen schon das Leben gekostet.“

Sie nickte, unsicher, ob sie mit dem Ergebnis zufrieden sein sollte und stand auf. „Danke, Doktor.“

„Keine Ursache. Melden Sie sich, sollte es zu gesundheitlichen Problemen kommen.“

Charlie verließ die Praxis und war nicht weniger verwirrt als zuvor. Sie war also gesund. Nur halt mit anderer Augenfarbe. Und mit einem Hang zu Übelkeitsanfällen. Was war im Wald mit ihr geschehen?

~~~~~

***Ende der Leseprobe. Das Buch „Verlassener Stern“ ist als Kindle-E-Book und  
Print erschienen.***